

2 Theorie

Dieses Kapitel behandelt ausgewählte Theorien, die für das Spannungsfeld zwischen ökologischer Selbstinterpretation und Praxis relevant sind. Der theoretische Rahmen gliedert sich in zwei Hauptteile. Zunächst werden Aspekte zur Identität bzw. zum Selbstkonzept betrachtet, um Persönlichkeitskonstruktionen auf individueller sowie sozialer Ebene (einschließlich Generationenzugehörigkeit) zu eruieren.¹² Der zweite theoretische Teil geht auf umweltrelevante Aspekte hinsichtlich individueller Alltagspraxis ein. Abschließend werden beide theoretischen Schwerpunkte zusammengefasst und miteinander verknüpft.

2.1 Aspekte des Selbstbildes: Person, Biographie, Generation

Der Inhalt dieses Abschnitts widmet sich ausgewählten Konzepten zur Deutung von Selbstbildern durch Individuen, die im Rahmen einer umweltrelevanten Selbstinterpretation von tragender Bedeutung sind. Aus sozialpsychologischer Sicht sind zwei idealtypische Formen der Selbstdefinition besonders bedeutsam: die personale (bzw. individuelle) Selbstdefinition, die auf die eigene Person rekurriert sowie die soziale (bzw. kollektive) Selbstdefinition, bei der sich die Selbstdeutung auf eine Gruppe bezieht.¹³ (Vgl. Stürmer 2009: 67) Entsprechend erfolgt in diesem Kapitel zunächst eine Annäherung an die personale Ebene des Selbst, die im Fortlauf des Abschnitts auf gruppenspezifische Phänomene ausgeweitet wird.¹⁴ Zu diesem Zwecke werden die Begriffe des Selbst bzw. des Selbstkonzeptes definiert, um die Frage zu klären, wie Menschen zu einem Verständnis ihres Selbst kommen bzw. welche Quellen des selbstbezogenen Wissens sie nutzen. Anschließend werden ausgewählte Selbstprozesse aufgezeigt, die eine Verzerrung des Selbstbildes verursachen können und somit bei der Analyse einer umweltrelevanten Kluft zwischen Selbstinterpretation und Handeln Erklärungsansätze liefern.¹⁵ Im Anschluss daran wird die Innenperspektive um biographische Aspekte ausgedehnt, da Identitätsbildung als lebenslanger Entwicklungsprozess beschrieben wird (vgl. Behringer 1998 zit. nach Lindner 2012:

¹² Dabei erfolgt keine vollständige Darstellung der wissenschaftlichen Diskussion zu Identitätskonstruktionen, sondern es werden ausgewählte sozial(-psychologische) Aspekte der Herstellung und Wahrung von Selbstkonzepten aufgezeigt.

¹³ Im Mittelpunkt stehen weniger die definitorische Ausgestaltungen bestimmter Identitätsansätze, sondern vor allem Theoreme, die die Herstellung und Bearbeitung von Identität beschreiben.

¹⁴ Hier sei angemerkt, dass in dieser Arbeit zwar eine gliederungsbedingte Abgrenzung beider Begriffe vorliegt, diese aber semantisch miteinander zusammenhängen (vgl. Fuhrer 2008: 417).

¹⁵ Da die vorliegende Arbeit einen soziologischen bzw. sozialpsychologischen Zugang wählt und keine persönlichkeitspsychologische Untersuchung darstellt, soll auf die sehr umfangreiche Forschung im Bereich Persönlichkeitsmerkmale und -Verhalten nicht im Speziellen eingegangen werden.

54). Hier soll insbesondere der Frage nachgegangen werden, welche Bedeutung der Biographie im Rahmen von Selbstkonstruktion zukommt. Die folgenden Ausführungen beziehen sich somit vor allem auf die individuelle Darstellung und Wahrnehmung personeneigener Biographien sowie auf biographische Komponenten der Selbstkonstruktion (und weniger auf gesellschaftliche Spuren innerhalb von Lebensgeschichten, wie beispielsweise in Form von Institutionalierungsansätzen; exemplarisch hierzu vor allem KOHLI 1985). Zuletzt wird auf die Selbstdefinition im Zusammenhang mit Generationsphänomenen Bezug genommen.

Der thematische Schwerpunkt der folgenden Darstellungen zum Selbstbild konzentriert sich im Sinne der forschungsleitenden Fragestellung vor allem auf die personale Ebene der Selbsterkenntnis.

2.1.1 Selbst und Quellen der Selbstinformation

Wissenschaftler unterschiedlicher Fachgebiete beschreiben den Umstand, dass Menschen sich selbst zum Gegenstand ihrer Reflexion machen können, als zentrales Merkmal, das sie von vielen anderen Lebewesen unterscheidet. Damit verfügen Individuen gemeinhin über ein ausgeprägtes selbstbezogenes Wissen, das sie zu einem Nachdenken über sich selbst, darüber wie sie sein möchten oder sein sollten befähigt. (Vgl. Stürmer 2009: 51) Dabei gelten die Begriffe der *Identität* bzw. des *Selbst* (die in dieser Arbeit synonym verwendet werden) in zahlreichen Disziplinen als wissenschaftliche Grundbegriffe. Der Identitätsbegriff wird in der Wissenschaft kontrovers diskutiert und gedeutet, vor allem da subjektive Feststellungen mitunter unbewegliche, der Zeit und Kontingenz entzogene Attribute implizieren können (vgl. Straub 2004: 277 f.). In der vorliegenden Untersuchung soll folgende Begriffsbestimmung unterstellt werden: Die Identität (bzw. das Selbst) bezeichnet im Allgemeinen die Übereinstimmung einer Person, eines sozialen Gebildes, einer kulturellen Objektivierung oder einer bestimmten Naturgegebenheit mit dem, was sie bzw. es tatsächlich ist – also mit sich selbst (vgl. Hillmann 1994: 350). Die Instanz, die über die Identität eines Menschen Auskunft zu geben vermag, ist entsprechend das betreffende Subjekt selbst. Auf diese Weise soll hier insbesondere der Selbstkonstruktion Rechnung getragen werden. Da diese Arbeit einer umweltsoziologischen Problemstellung nachgeht, sucht der gewählte Zugang zur Identität nicht nach der Gesamtheit an Erfahrungen eines Individuums, sondern nach den subjektiv bedeutsamen und betroffen machenden Erfahrungen im Bereich der Umweltrelevanz (vgl. Haußer 1995: 3 ff.).

Weiterhin soll im Rahmen der vorliegenden Studie der Identitätsbegriff auf das Selbstkonzept¹⁶ sowie auf bedeutsame Aspekte des Selbst verdichtet werden. Im

¹⁶ Das Selbstkonzept macht nur einen Teil von Identität aus (vgl. Fuhrer 2008: 419). An dieser Stelle sei auf eine weitere Begriffsunterscheidung verwiesen: Die Forschung zum Selbstkonzept ist in der sozialen Kognitionsforschung nordamerikanischer Prägung verankert, während der Ansatz einer sozialen Identität sich in der europäischen Sozialpsychologie aus der Forschung zu Intergruppenprozessen entwickelt hat (vgl. Stürmer 2009: 52).

Selbstkonzept bildet sich kognitiv die Summe der Sichtweisen (oder auch mehrerer Teilsummen) ab, auf Basis derer sich eine Person definiert (vgl. Fischer/Wiswede 2008: 395). Das Selbst lässt sich schließlich als die Aktivität von Personen beschreiben, sich selbst reflexiv als Objekt zu sehen, indem sie den Standpunkt von mehreren „bedeutsamen anderen“ übernehmen. In diesem Sinne wird das Selbst als soziale Struktur im Individuum verstanden, die die Beziehung zwischen Mensch und Umwelt reguliert und steuert (vgl. Fischer/Wiswede 2009: 392 f.; Stürmer 2009: 67).

Daneben legt die Selbstkonzeptforschung nahe, dass Individuen eine Vielzahl an unterschiedlichen *Selbstvarianten* besitzen, die ihre Ursprünge in verschiedenen sozialen Beziehungen, Rollen usw. haben. Diese Varianten des Selbst können sehr unterschiedlich ausfallen: Beispielsweise kann sich eine Person im Kontext ihrer Berufsrolle anders definieren als in Bezug auf ihr Selbstbild innerhalb von Partnerschaft oder Freundschaft. Dabei sind nicht alle dieser Selbstvarianten gleichzeitig aktiviert; ihre Aktivierung hängt von ihrer chronischen und kontextspezifischen Zugänglichkeit ab. (Vgl. Stürmer 2009: 58 f.) Daher sei abschließend auf den weitgehenden Konsens in der sozialpsychologischen Forschung verwiesen, dass die Selbstdefinition einer Person keine statische Größe ist, sondern abhängig vom sozialen Kontext variiert (vgl. Stürmer 2009: 59).

Die Selbstkonzeptforschung nimmt an, dass die Selbstwahrnehmung einen Spezialfall der Personenwahrnehmung darstellt. Zur Konstruktion ihres Selbst ziehen Menschen dazu Informationen aus unterschiedlichen Quellen heran (vgl. Stürmer 2009: 52). Im Folgenden wird ein knapper Überblick gegeben, welche Informationen für Individuen von Bedeutung sind, um ein tragfähiges Selbstkonzept entwickeln zu können.

Eine besonders naheliegende Quelle des Selbstbildes ist die Analyse der eigenen Gedanken, Motive, Gefühle und Einstellungen usw. Diese sogenannte *Introspektion* unterliegt allerdings zahlreichen Einschränkungen. Da Individuen bestrebt sind, einen positiven und konsistenten Eindruck von sich selbst aufzubauen oder aufrechtzuerhalten, tendieren sie dazu, Eigenschaften, Merkmale etc. selektiv zu erinnern oder zu betrachten, die diese Funktion erfüllen. Gleichzeitig können Aspekte der eigenen Person ausgeklammert werden, die ein positives Selbstbild einschränken. Bestimmte Merkmale entziehen sich dabei sogar völlig dem bewussten Zugang. (Vgl. Stürmer 2009: 52 f.) Dazu fanden CSIKSZENTMIHALYI und FIGURSKI (1982) in einer Studie heraus, dass Menschen erstaunlich wenig über sich selbst nachdenken. Am häufigsten gaben die Teilnehmer in dieser Untersuchung an, über Arbeit oder nichts nachgedacht zu haben. Die Sozialpsychologie geht davon aus, dass im Alltag zwar zuweilen Introspektion betrieben wird, allerdings stellt sie keine häufige kognitive Aktivität dar und ist nur eingeschränkt dazu geeignet, zutreffendes Wissen über die eigene Person herzustellen. (Vgl. Aronson et al. 2008: 134; Stürmer 2009: 53)

Ein weiterer Erklärungsansatz zur Generierung selbstbezogener Informationen kommt von BEM (1967). BEMs *Selbstwahrnehmungstheorie* besagt, dass Menschen zur

Selbsterkenntnis nicht nur eine nach innen gerichtete Beobachtung vollziehen, sondern auch auf externe Informationen zurückgreifen. So können sich Individuen ihre Einstellungen und Gefühle (sofern sie schwer zugänglich und vieldeutig sind) auch erschließen, indem sie das eigene Verhalten sowie Situationen betrachten, in denen dieses Verhalten auftritt. (Vgl. Aronson et al. 2008: 141) Die Theorie nimmt zudem an, dass Personen im Moment des Handelns häufig nicht genügend Informationen besitzen, um eigene Gefühle und andere interne Zustände genau benennen zu können. Aufgrund dessen befinden sie sich in der gleichen Lage wie ein außenstehender Beobachter, der aus Verhaltensbeobachtungen auf die internen Zustände von Individuen schließen muss. (Vgl. Traut-Mattausch et al. 2011: 21)

Weiterhin können Informationen zur eigenen Person über *soziale Rückmeldungen* erfolgen. Hier wird angenommen, dass andere Menschen und ihre Reaktionen gegenüber der eigenen Person einen wichtigen Anhaltspunkt über vermutete Einschätzungen zum Selbst liefern. In diesem Sinne fungieren soziale Interaktionen wie ein Spiegel, der das Bild der eigenen Person reflektiert. (Vgl. Stürmer 2009: 53 f.) Kritisiert wird an diesem Ansatz, dass Personen jedoch nicht alle sozialen Rückmeldungen uneingeschränkt und unverändert in ihr Selbstkonzept integrieren, was vor allem mit ihrem Selbstwert zusammenhängt¹⁷ (vgl. Traut-Mattausch et al. 2011: 24).

Eine der bedeutendsten Quellen selbstbezogenen Wissens entsteht aus *sozialen Vergleichsprozessen* (Festinger 1954). Ihr Einfluss auf die persönliche Informationsgenerierung gilt als besonders zentral (vgl. Traut-Mattausch et al. 2011: 25). Dieser Ansatz basiert auf der Annahme, dass Menschen ein Bedürfnis danach haben, die Gültigkeit bzw. Angemessenheit ihrer eigenen Wahrnehmungen, Einstellungen und Gefühle zu überprüfen. Soziale Vergleichsprozesse können Informationen darüber liefern, ob bestimmte Fertigkeiten bzw. Leistungen im Hinblick auf andere Personen ähnlich, stärker oder geringer ausfallen. Bei diesem Prozess kommt den sogenannten *kritischen Attributen* eine besondere Rolle zu, da Vergleichspersonen in der Regel nach bestimmten, ähnlichen Eigenschaften ausgewählt werden. Ein typisches Attribut ist dabei beispielsweise das Geschlecht. Darüber hinaus legen empirische Befunde auch in diesem Zusammenhang selbstwertbezogene Mechanismen offen: Wenn eine Verbesserung der individuellen Fähigkeiten angestrebt wird, nehmen Menschen verstärkt aufwärtsgerichtete Vergleiche vor. Umgekehrt neigen Menschen dazu, wenn es um den Ausbau bzw. die Stützung des Selbstwertgefühls geht, sich abwärtsgerichtet zu vergleichen, d.h. mit Personen, die in einer Dimension schlechter abschneiden als sie selbst. (Vgl. Stürmer 2009: 54)

¹⁷ Auf die Varianz bei der Informationsverarbeitung aufgrund selbstwerterhaltenden oder -stützenden Mechanismen wird im nächsten Abschnitt (vgl. 2.1.2) noch eingehend Bezug genommen.

2.1.2 Selbstwahrnehmung und -verzerrung

Die Forschungsbefunde der Sozialpsychologie zeigen, dass nicht alle Informationen über das Selbst, die potenziell den Selbstwert erhöhen oder verringern können, vom Individuum gleichermaßen verarbeitet werden (vgl. Traut-Mattausch et al. 2011: 22). Man geht davon aus, dass die Informationsverarbeitung über die Bestätigung des eigenen Selbstbildes in Bereichen erfolgt, in denen Personen umfangreiches und gut vernetztes Wissen besitzen – selbst wenn dieses negativ ist (Konsistenztheorie). Gleichwohl wird angenommen, dass Menschen dazu tendieren, den eigenen Selbstwert intakt zu halten, indem sie sich selbstwertdienlicher Kognitionen bedienen (Selbstwerttheorie). Die wissenschaftliche Debatte hierüber wird als Selbstwert-versus Selbstkonsistenztheorie geführt und gilt als kontrovers (vgl. Traut-Mattausch et al. 2011: 26 f.). Gemeinhin lässt sich allerdings konstatieren, dass die mächtigsten Determinanten menschlichen Verhaltens auf dem Bedürfnis beruhen, ein stabiles Selbstbild bzw. einen positiven Selbstwert¹⁸ zu wahren (vgl. Aronson et al. 2008: 63). Deswegen ergeben sich im Rahmen der selbstbezogenen Informationsverarbeitung vielfältige subjektive Wahrnehmungsverzerrungen – von denen ein Großteil aus dem Streben, der Wahrung bzw. Stabilisierung nach einem positiven Selbstbild resultieren.

Eine Erklärung für diese Wahrnehmungsverzerrungen gibt die *Theorie der kognitiven Dissonanz* (Festinger 1957). Dieser Ansatz nimmt an, dass Personen Unbehagen (*Dissonanz*) verspüren, wenn sie sich auf eine Weise verhalten, die nicht ihrer Selbstdefinition bzw. ihrem Selbstbild entspricht (vgl. Aronson et al. 2008: 188). In diesem Fall entstehen im kognitiven System von Menschen psychologische Unvereinbarkeiten, die zu einem unangenehmen Erregungszustand führen (vgl. Peus et al. 2011: 63). Da Personen allerdings um Stützung eines positiven Selbstbildes bestrebt sind, versuchen Menschen in solchen Fällen die Dissonanz zu reduzieren. Diese sogenannte *Dissonanzreduktion* kann auf unterschiedlichen Wegen erreicht werden. Personen können erstens ihr Verhalten ändern, um es wieder an ihr Selbstbild anzupassen. Andernfalls können sie zweitens das eigene Verhalten durch die Änderung einer ihrer Kognitionen rechtfertigen bzw. die dissonanten Kognitionen vermindern (z.B. durch Ignorieren oder Verdrängen). Oder drittens können sie ihr Verhalten verteidigen, indem sie vorhandene Kognitionen ersetzen und neue Kognitionen hinzunehmen. Diese Prozesse zur Selbstrechtfertigung finden in der Regel unbewusst statt. (Vgl. Aronson et al. 2008: 186 ff.; Peus et al. 2011: 63 f.) Neben diesen Kognitions- und Verhaltensänderungen kann sich die Motivation zur Dissonanzreduktion auch in der selektiven Suche nach neuen Informationen oder der Tendenz zur Selbstbegründung äußern (vgl. Peus et al. 2011: 76).

¹⁸ Mit dem Begriff Selbstwertgefühl ist die Bewertung des eigenen Selbst gemeint, das heißt das Ausmaß, in dem eine Person sich selbst als gut, kompetent und anständig einschätzt (vgl. Aronson/Wilson/Akert 2008: 15 f.).

Weiterhin hängen Verzerrungen des Selbstbildes mit dem *Phänomen der Selbsterhöhung* zusammen. Damit wird die Neigung von Personen beschrieben, sich auf positive Informationen über das Selbst zu konzentrieren und sie zu präsentieren sowie negative Informationen zu minimieren (vgl. Aronson et al. 2008: 156). Diese *positive Illusion* der Selbstsicht ist grundlegend für die psychische Gesundheit (vgl. Stürmer 2009: 65). Empirische Befunde zeigen, dass Selbsteinschätzungen von Personen über ihr Verhalten in bestimmten Situationen systematisch positiver ausfallen als die Einschätzungen von Beobachtern. Auf diese Weise wird auch deutlich, dass die eigene Person tendenziell als überdurchschnittlich und in ihren Stärken als einmalig wahrgenommen wird. (Vgl. Traut-Mattausch et al. 2011: 23) In diesem Zusammenhang lässt sich auch der *Above-Average-Effekt* (Williams und Gilovich 2011) verorten: Demnach schreiben Individuen sich selbst positive Eigenschaften in einem größeren Ausmaß zu (und negative Eigenschaften in einem geringeren Ausmaß) als anderen Personen. Ähnliche Schlussfolgerungen wurden auch in anderen Studien (beispielsweise Taylor und Brown 1988) gezogen, bei denen sich zeigte, dass Menschen systematisch unrealistisch positive Bilder ihres Selbst konstruieren (vgl. Stürmer 2009: 65). Auch hier liegt der Grund für die beobachteten Strategien in der Wahrung eines stabilen, positiven Selbstbildes (vgl. Aronson et al. 2008: 163). Im Rahmen dieser Selbstwerterhöhung ist auch die sogenannte *selbstwertdienliche Attributionsasymmetrie* anzusiedeln, die in einer Vielzahl von Studien belegt werden konnte. Sie besagt, dass eigene Leistungserfolge vorwiegend aus internen Faktoren (wie Fähigkeiten und Anstrengungen) abgeleitet werden, während eigene Misserfolge hingegen auf externe Faktoren zurückgeführt werden (vgl. Traut-Mattausch et al. 2011: 22).

Eine Reihe weiterer experimentell nachgewiesener, selbstwertdienlicher Strategien, die zu einer Verzerrung des Selbstbildes führen können, sind die selektive Aufmerksamkeit, die selektive Kodierung sowie das selektive Erinnern (Swann 1983). Mit der selektiven Aufmerksamkeit wird die Tendenz beschrieben, dass Menschen bevorzugt Informationen beachten, die das Selbstbild bestätigen. Ähnlich verhält sich das selektive Kodieren, bei dem das eigene Verhalten so interpretiert wird, dass es zum Selbstbild passt. Auch erinnern sich Personen vor allem an Handlungen und Ereignisse, die mit ihrem Selbstbild übereinstimmen. Darüber hinaus bevorzugen Menschen Situationen und Personen, von denen Selbstbildbestätigungen zu erwarten sind. (Vgl. Herkner 2004: 362)

Ein weiterer Mechanismus, der im Zusammenhang mit der Verzerrung des Selbstbildes steht und im Rahmen dieser Untersuchung aufgrund der biographisch-narrativen Datenbasis von Bedeutung ist, sind Aspekte der *Selbstdarstellung* bzw. der *Eindruckssteuerung*. Selbstdarstellung kann sich auf alle Bereiche des Selbstkonzepts wie Einstellungen, Fähigkeiten oder Ziele beziehen sowie in verbaler (Erzählungen) und nonverbaler Form (z.B. durch Kleidung) transportiert werden. Definitorisch bezeichnet Selbstdarstellung das Verhalten bzw. den Versuch einer Person, ihren Eindruck, den andere von ihr haben, in bestimmter Art und Weise zu beeinflussen.

Diese Selbstdarstellung kann sowohl bewusst als auch unbewusst gesteuert sein und somit automatisiert ablaufen. Dabei ist Selbstdarstellung nicht auf das Hervorrufen eines positiven Eindrucks beschränkt, sondern bezeichnet allgemein die Steuerung des Eindrucks, den eine Person auf einen Interaktionspartner machen möchte. (Vgl. Traut-Mattausch et al. 2011: 29) Diese Darstellung kann ein echtes oder täuschendes Bild wiedergeben – auf jeden Fall soll es allerdings möglichst genau bestimmte habituelle Merkmale oder einen Zustand einer Person vermitteln (vgl. Laux/Renner 2008: 249). Häufig folgt die Selbstdarstellung allerdings dem Motiv einer kompetenten Selbstpräsentation nach außen, die auch von anderen erwartet wird. Im Sinne von GOFFMAN (1959), der sein Konzept an die Termini des Theaters anlehnte, stellt das Leben eine Serie theaterähnlicher Auftritte dar, bei denen in praktisch allen sozialen Situationen auch Elemente von übertriebenen Inszenierungen enthalten sind. (Vgl. Fischer/Wiswede 2009: 407; Entzian 2012: 85 f.)

2.1.3 Biographie: erlebte und erzählte Lebensgeschichte

Die Biographie gehört, wie das Bewusstsein über das „Selbst“, zu einer Besonderheit, die den Menschen von allen anderen Lebewesen unterscheidet: Individuen können sich im Raum-Zeit-Kontinuum situieren und sich dabei bewusst sein, dass sie sich gerade erinnern, zu einem bestimmten Zeitpunkt ihres Lebens an einem bestimmten Ort gewesen zu sein. (Vgl. Welzer 2002: 164)

Der Begriff „Biographie“ beschreibt die individuell gestaltete und erlebte Lebensgeschichte eines Menschen als subjektiv gedeuteten Erfahrungszusammenhang – unter Berücksichtigung der gesellschaftlichen und kulturellen Umstände¹⁹ (vgl. Heinz: 2007: 181; Hillmann 1994: 105). Entsprechend untersucht die Biographieforschung Lebensgeschichten, also Darstellungen der Lebensführung und ihrer Deutung, aus individueller Perspektive (vgl. Fuchs-Heinritz 2010: 85). Hier kommt der prozesshafte Charakter von Biographien zum Ausdruck. Dies zeigt sich auch an der engen Verbindung zwischen den Begriffen „Biographie“ und „Sozialisation“, da Biographieforschung immer notwendig auch Sozialisationsforschung ist (vgl. Geulen 2000: 187).²⁰

Im Hinblick auf die Selbstkonstruktion wird deutlich, dass sich Biographie und Identität aus denselben Strukturierungsprozessen bilden: Sie sind sowohl Prozesse des Kompetenzerwerbs sowie Ausdruck sozial objektivierter Handlungsschemata. Biographische und personale Identität sind gleichermaßen Schematisierungen

¹⁹ Ein Gegengewicht zur Biographieforschung bilden die Forschungsansätze zum Lebenslauf, die vor allem makrosoziologische, quantitative Aspekte fokussieren (vgl. Hillmann 1994: 106).

²⁰ Zu erwähnen sei in diesem Kontext die Forschung zur *biographischen Sozialisation*. Diese stellt nicht nur auf zentrale Instanzen ab, die sich im Laufe des Lebens entwickeln, sondern auf individuelle Entscheidungen, in denen Erfahrungen gedeutet, eingeordnet und verworfen werden. Auf diese Weise wird aus der subjektiven Perspektive die Anschlussfähigkeit der Biographie gesichert. Das bedeutet, dass die Biographie zu einer Sozialisationsinstanz wird, die in Übereinstimmung oder Konkurrenz zu strukturellen Sozialisationsinstanzen stehen kann. (Vgl. Hoerning 2000: 8)

typischer und individueller Erfahrungen (vgl. Grundmann 2000: 219). Dabei besteht die biographische Dimension der Identität in der Herstellung und Aufrechterhaltung einer persönlichen Konsistenz. Biographien besitzen somit eine identitätsstiftende Funktion, die sich in der biographischen Selbstthematizierung äußert. (Vgl. Grundmann 2000: 220) In diesem Zusammenhang kommt dem Gedächtnis eine besondere Bedeutung zu: Die Fähigkeit zum autobiographischen Erinnern und Erzählen von Lebensgeschichten stellt die am längsten reifende und zuletzt erreichte Kompetenz des Gedächtnisses dar. Über individuelle und organismusinterne Funktionen hinaus, stellt sie die Suggestion einer lebenslangen Kontinuität eines Selbstbildes bereit, die für Mitglieder individualisierter Gesellschaften und deren Kommunikation grundlegend sind. (Vgl. Welzer 2002: 164)

Diese Konsistenz und Kontinuität versuchen Personen mit der biographischen Selbstpräsentation und den Erzählungen biographischer Erlebnisse herzustellen.²¹ Dazu werden Narrationen über die zum Teil brüchige Vergangenheit, Gegenwart und antizipierte Zukunft entweder in einen konsistenten Zusammenhang gebracht oder andernfalls vermieden bzw. aufgelöst, wenn sie bedrohlich oder unangenehm sind. (Vgl. Rosenthal 1993: 133) Daneben erfüllt biographische Kommunikation mehrere soziale Funktionen: Beispielsweise dient sie der Unterhaltung und Übermittlung von Lebenserfahrung, dem Ausbau und der Abstimmung der Lebensgeschichte sowie dem Nachweis von sozialen Basiskompetenzen und Normalität (vgl. Fuchs-Heinritz 2009: 66 ff.).

Häufig können biographische Gegebenheiten wie Alter, Krankheit und Tod aufgrund ihres Merkmals, individuelle Handlungsmöglichkeiten einzuschränken (auch aus Leugnungszwecken), kulturell unterschiedlich gefasst werden. Insofern sind biographische Aspekte sozial konstruiert. Da sie allerdings auch zu den unvermeidlichen Existenzbedingungen unseres Handelns zählen, sind ihrer Konstruktion bestimmte Grenzen gesetzt. (Vgl. Sackmann 2013: 103) Auf diese Weise lassen sich in der Lebensgeschichte von Individuen, wie auch im Bereich der Selbstwahrnehmung (vgl. 2.1.2), lebensweltliche Divergenzen identifizieren. Diese finden sich vor allem im Spannungsfeld zwischen erlebter, erinnelter und erzählter Lebensgeschichte. Dabei bestimmt die Gegenwart (d.h. die gegenwärtige lebensgeschichtliche Konstellation, die sozialen Diskurse und Interaktionssituationen) maßgeblich den Rückblick auf die Vergangenheit, die Erinnerungen und den Erinnerungsprozess sowie deren Ausdrucksformen in der Kommunikation. Gleichwohl steht die gegenwärtig vollzogene Konstruktion der Vergangenheit in Abhängigkeit zu der erlebten Vergangenheit, die wiederum auch durch zuvor Erlebtes geprägt wurde. Darüber hinaus lässt sich in der Divergenz zwischen erlebter und erzählter Biographie eine prinzipielle Differenz

²¹ Der Prozess der Identifikation ist grundlegend mit dem Prozess der Erzählung verbunden. Unter dem Stichwort der „narrativen Identität“ vermittelt dieser Erlebnisse und Erfahrungen auf individuell-biographischer Ebene. (Vgl. Kraft/Weißhaupt 2009: 36)

zwischen der gegenwärtigen Perspektive auf die Vergangenheit und den sich im Laufe des Lebens immer wieder verändernden Perspektiven in früheren Gegenwarten auf Vergangenes feststellen. (Vgl. Rosenthal 2010: 197) Trotz der Unterscheidung beider Ebenen von erlebter und erzählter Vergangenheit, kann keine eindeutige Trennung vorgenommen werden; vielmehr hängen sie zusammen (vgl. Rosenthal 2010: 201). So lässt sich im Sinne der interpretativen Sozialforschung konstatieren, dass immer eine interpretierte Realität vorliegt, wenn Menschen Lebensgeschichten und Biographien erzählen (vgl. Welzer 1998: 112). Dementsprechend und nach aktuellem Erkenntnisstand der biographischen Forschung ist die Herstellung einer Biographie als narrative Identität eine ausgesprochene Konstruktionsleistung (vgl. Lutz 2010: 119).

Einen bedeutenden Teil der Biographieforschung stellen nach wie vor Generationen- und Kohortenkonzepte (vgl. 2.1.4) dar, da sich nicht nur Individuen durch die Zeit bewegen und verändern, sondern sich auch die Gesellschaft (mit ihren Leitvorstellungen und der Zusammensetzung ihrer Mitglieder) wandelt. (Vgl. Sackmann 2013: 33 ff.) Vor diesem Hintergrund sei noch auf die *Individualisierungsthese* (Beck 1986) verwiesen, die die Sozialwissenschaften empirisch gut belegen konnten: Die Organisation des sozialen Lebens in modernisierten Gesellschaften wird mit zunehmender Tendenz dem Einzelnen selbst zugemutet. Die Ausdifferenzierung der gesellschaftlichen Handlungsfelder und Institutionen sowie der rasche soziale Wandel und nicht zuletzt die soziodemographischen Veränderungen (wie die Verlängerung der erwartbaren Lebensspanne) haben zur Folge, dass Individuen in erhöhtem Maß identitäts- und kontinuierlichkeitssichernde Leistungen abverlangt werden – und zwar bis ins hohe Alter. (Vgl. Alheit 2010: 219 ff.)

2.1.4 Generation und Kohorte

In der Alltagssprache und den verschiedenen Sozialwissenschaften gibt es unterschiedliche Generationsbegriffe. Zum Beispiel ist die Rede von der 1968er Generation, von der jungen Generation oder von der Kindergeneration – ohne klar zu trennen, ob sich diese Konzepte zu einem Sinngehalt verdichten lassen könnten. Der für die Soziologie theoretisch wichtigste und komplexeste Ansatz ist die von MANNHEIM (1928/1929) entwickelte Theorie *historisch-gesellschaftlicher Generationen*. (Vgl. Sackmann 2013: 45). Dieses generationelle Ordnungsmodell erklärt historischen Wandel durch Rückbindung an die Generationenzugehörigkeit von Akteuren. Dabei geht MANNHEIM davon aus, dass Individuen aufgrund ihres Geburtszeitpunktes in einer bestimmten Generationenlage mit spezifischen Möglichkeiten und Beschränkungen verortet sind. (Vgl. Sackmann 2013: 45 f.; Jureit 2006: 21)

In dieser Arbeit soll der Generationenbegriff ähnlich dem MANNHEIMSchen Sinne definiert werden: Eine gesellschaftliche Generation wird als Gruppe von Menschen gesehen, die einen bestimmten historischen Zeitabschnitt in einer bestimmten Gesellschaft teilt und dadurch spezifische Ähnlichkeiten in ihrer sozialen Lage (z.B. Ressourcenausstattung, Gelegenheiten) sowie ihren Denk- und Praxisformen (z.B.

Weltbild, Werte, Handlungspräferenzen) aufweist (vgl. Sackmann 2013: 45). Wenn gleich in der Forschung ein Unterschied zwischen den Begriffen Generation, Kohorte und Altersgruppe²² besteht, werden sie in dieser Arbeit zumeist synonym gebraucht. Eine definitorische Gewichtung findet sich jedoch in der vorliegenden Empirie. Während in den Kapiteln 4 und 6 der Generationenbegriff stärker auf die Abstammungsbeziehungen abstellt, nimmt Kapitel 5 stärker auf die Kohortenspezifika Bezug und somit insbesondere auf das gemeinsame Alter der Interviewten. Dabei ist allen verwendeten Bezeichnungen im Kontext dieser Untersuchung gemein, dass sie sich auf Alter und prägende Erfahrungszusammenhänge der Interviewpartner beziehen. Auf diese Weise wird der Generationenbegriff hier genutzt, um umweltrelevante Erfahrungen und Aspekte gesellschaftlichen Wandels zu deuten und zu strukturieren.

Wie die interpersonalen und biographischen Ansätze, sind auch Generations- und Kohortenkonzepte eng mit dem Identitätsbegriff verknüpft. Im Kontext von Generation und Kohorte stellt Identität ein übergeordnetes Konstruktionsprinzip dar. Die Auseinandersetzung mit altersspezifischen Normen verweist sogar darauf, dass es sich bei der Kategorie Generation um einen Identitätsbegriff handelt. Im Sinne eines familialen Generationenverständnisses ist der Identitätsbezug evident, da die Familie zu den zentralen Institutionen der Identitäts- und Sinnstiftung zählt. Für die Suche nach dem subjektiven Selbstverständnis ist eine Konfrontation der Vorstellung über die eigene Person mit anderen Identitätsentwürfen entscheidend. Diese vergleichende Selbstdeutung, die besonders naheliegend mit den Entwürfen von etwa Gleichaltrigen in Beziehung gebracht wird, dient der sozialen Vergewisserung, da Angehörige verwandter Jahrgänge ähnliche Sozialisations- und Erfahrungserfahrungen besitzen. Folglich beruhen altersspezifische Selbstbilder auf vergleichbaren Voraussetzungen.²³ Die unterstellte Ähnlichkeit setzt gewissermaßen Maßstäbe voraus, an denen sich individuelle Selbstkonzepte ausrichten können. Auf diese Weise ermöglicht der generationelle Hintergrund soziale Orientierung und einen weiten, aber nicht unübersichtlichen Vergleichshorizont, mit dessen Hilfe sich das eigene Selbstverständnis hinterfragen, bestätigen und erproben lässt. (Vgl. Jureit 2006: 10 f.)

Ferner sei hier die Verbindung mit narrativen Elementen betont, die im Kontext der biographischen Interviews dieser Untersuchung von besonderem Interesse sind. Die generationelle Zusammengehörigkeit in Form von Kollektiven, Erfahrungen, Geschichtsdeutungen und sozioökonomischen (Selbst)Positionierungen ist in (post-)

²² Demnach zielt der Terminus „Altersgruppe“ stärker auf das numerische Merkmal des Lebensalters ab, während „Kohorte“ eine Gruppe von Personen bezeichnet, die innerhalb eines bestimmten Zeitraumes geboren wurden und im Verlauf ihres Lebens unterschiedliche Lebensalter im Gleichakt durchschreiten, also eine Zusammenfassung von Angehörigen benachbarter Geburtsjahrgänge. Die Bezeichnung Generation fokussiert außerdem noch Abstammungsbeziehungen der Personengruppen zueinander. (Vgl. Rost 2014: 59; Szydlík 2004: 8)

²³ Wie dies auch bereits in Abschnitt 2.1.1 (Selbst und Quellen der Selbstinformation) im Rahmen der sogenannten kritischen Attribute aufgezeigt wurde.

modernen Gesellschaften stark an Erzählungen gekoppelt. Auf diese Weise erzeugen die verschiedenen Identitätserzählungen unter postmodernen Bedingungen der Komplexität auch hier Momente der Orientierung. Diese sind einer Identitätsbestimmung dienlich und helfen die gesellschaftliche Wirklichkeit entlang von Brüchen und Kontinuität narrativ zu deuten. (Vgl. Kraft/Weißhaupt 2009: 42)

Ein weiteres Konstruktionsprinzip des Generationenbegriffs, das Einfluss auf das Selbstkonzept hat, ist die Kollektivität. Hiermit sei auf den *Inklusivitätsgrad* des Selbst verwiesen. Demnach erstrecken sich Selbstdefinitionen nicht nur auf die eigene Person, sondern beziehen sich in Abhängigkeit zum sozialen Kontext auch auf andere Personen. Im Rahmen des *sozialen Identitätsansatzes* (Turner et al. 1987) wird neben der bereits ausgeführten Selbstdefinition im Sinne personaler Identität (vgl. 2.1.1) hier die soziale (auch kollektive) Selbstdeutung betont. (Vgl. Stürmer 2009: 59 f.) So gilt das Bedürfnis, in sozialen Bezügen zu leben oder sich innerhalb dieser zu verhalten, als anthropologische Konstante. Dieses kommt in modernen Gesellschaften über zahlreiche Angebote zum Ausdruck, die den Wunsch nach einer Gemeinschaft spiegeln. In Bezug auf Generationen gestaltet sich das Prinzip der Kollektivität dadurch, dass sich Personen ähnlichen Alters ein spezifisches Denken, Fühlen und Handeln zuschreiben und sich durch diese Gleichheitsvermutung miteinander verbunden fühlen.²⁴ Generation beschreibt in diesem Sinne ein Beziehungsmuster und markiert ein spezifisches Verhältnis zwischen Individuum und Kollektiv. (Vgl. Ju-reit 2006: 11 f.) Generationelle Vergemeinschaftung ist auch deswegen eine besonders attraktive Größe gesellschaftlicher Verortung, da Bindungsintensität, Identitätsbezug und Handlungsrelevanz zwischen verschiedenen Generationen erheblich variieren können. Außerdem wird generationelles Denken eng mit unseren Vorstellungen von Herkunft, Abstammung und Reproduktion assoziiert. Alles in allem birgt die Kategorie Generation ein erhebliches Identitätspotential. (Vgl. ebd. 2006: 124)

2.2 Umweltaspekte

Im ersten Teil dieses Unterkapitels werden forschungsrelevante Begrifflichkeiten und Definitionen zu Umwelt umrissen sowie ein kurzer Einblick in die klimawissenschaftlichen Hintergründe zur globalen Erderwärmung gegeben. Anschließend wird die Umweltgeschichte der Schweiz ab den 1950er Jahren nachgezeichnet, da diese Zeit eine Epochenschwelle markiert und somit vor allem in den Folgejahren für die

²⁴ Zwar ist dieser Generationenzusammenhang ein verbundenes Miteinander von Individuen, allerdings bildet er in der Regel keine *konkrete Gruppe* ab. Bei einer konkreten Gruppe bestehen entweder gewachsene oder gestiftete Bindungen zwischen den Individuen, die sich zu einer Gruppe vereinigen. Allerdings kann im speziellen Fall der Generationszusammenhang die Grundlage einer konkreten Gruppenbildung werden. (Vgl. Kohli 1978: 39)

Umweltbewegung von zentraler Bedeutung wurde²⁵ (vgl. Pfister 1996: 51). Diesen Ausführungen folgen pointiert Befunde zu umweltrelevanten, akteursbezogenen Lebensbereichen wie Mobilität, Ernährung und Wohnen.²⁶ Ein besonderes Augenmerk wird erneut auf die Schweiz gelegt, die stellvertretend für ein hoch entwickeltes Land mit westlicher Lebensweise steht.²⁷

Im einleitenden Teil dieser Arbeit (vgl. 1.2.1) konnte herausgearbeitet werden, dass Umwelt- und Klimathemen mittlerweile fest in wissenschaftliche und gesellschaftliche Debatten integriert sind. Die umweltgeschichtlichen und aktuellen Befunde machen jedoch deutlich, dass Umweltbelastungen unverändert hoch ausfallen oder sich sogar noch weiter verstärken. Um die Ambivalenz dieser Entwicklung jenseits klassischer Ansätze zur Erklärung von Umwelthandeln²⁸ zu untersuchen, werden schließlich im letzten Teil des theoretischen Kapitels kognitive Aspekte im Kontext umweltrelevanter Alltagspraxis betrachtet. Hierbei werden vor allem situationsbedingte sowie strukturelle Schwierigkeiten bei der kognitiven Verarbeitung umweltrelevanter Inhalte dargestellt.²⁹

²⁵ Der Historiker Francois WALTER spricht sogar von der „Erfindung der Umwelt“ zu jener Zeit (vgl. ebd. 1996: 162). Demnach entstand Anfang der 1970er Jahre die Umweltfrage innerhalb kürzester Zeit aus dem Nichts und wurde zu einem der wichtigsten gesellschaftspolitischen Themen. Das zeigt sich exemplarisch auch auf semantischer Ebene, da die Bezeichnung „Umwelt“ im Bedeutungszusammenhang Mensch-Natur zuvor nicht verwendet worden war und sich um 1970 innerhalb weniger Monate durchsetzte (vgl. Kupper 2003: 334 ff.).

²⁶ Die in der Umweltbewusstseinsforschung häufig fokussierte Diskrepanz zwischen Umweltbewusstsein und -verhalten wird hier nicht erneut thematisiert. Entsprechende Ausführungen finden sich in Kapitel 1.2.1 dieser Arbeit.

²⁷ Weitere Auswahlkriterien zur Länderspezifität dieser Studie sind dem Kapitel 1.2.3 zu entnehmen.

²⁸ Die verbreiteten Konzepte zur Erklärung von Umwelthandeln gehören überwiegend der Familie der Rational-Choice-Theorien an. Sie sind durch eine ökonomische Denkweise geprägt, die den rational handelnden Akteuren eine Kosten-Nutzen-Orientierung unterstellt. Entsprechend werden die Bewertungen für Aufwand und Nutzen, Vor- und Nachteile, Chancen und Risiken im Sinne einer Güterabwägung gegeneinander „aufgerechnet“. Ein negativer Saldo führt zu Handlungsvermeidung, während ein positiver Saldo Handlungsbereitschaft erzeugt. Zwei bedeutende Theoreme, die sich innerhalb des Rational-Choice-Ansatzes bewegen, sind die Low-Cost-These (Diekmann/Preisendörfer 1992) sowie soziale Fallen in spieltheoretischer Form wie das Allmendendilemma (Hardin 1968). (Vgl. Huber 2011: 183 ff.; auch zur Vertiefung geeignet) Kritisiert wird an beiden Ansätzen, dass sie „implizite Menschenbilder“ transportieren, die eher negativ konnotiert sind (vgl. Lange 2000: 26 f.). Darüber hinaus erweisen sich rein ökonomische Erklärungsmodelle als unzureichend, wenngleich viele individuelle Entscheidungen innerhalb marktgesellschaftlicher Handlungsbedingungen unter ökonomischen Gesichtspunkten getroffen werden (vgl. Stier 2000: 272).

²⁹ Aufgrund des kognitiven Forschungsschwerpunkts wird auf häufig untersuchte Aspekte im Zusammenhang mit umweltrelevantem Verhalten wie Wissen oder Einstellung hier nicht eingegangen.

2.2.1 Begriffspotpourri: Umwelt, Natur, Ökologie und Klimawandel

Die Begriffe Natur, Umwelt und Ökologie werden häufig ähnlich gebraucht, besitzen aber unterschiedliche Bedeutungen. Der Naturbegriff ist dabei der weitreichendste von ihnen. Phänomenologisch zeigt sich die umgebende Natur als Landschaft, Erde und Himmel, Ozean, Sonne, Kälte und Hitze usw. Dabei findet unzweifelhaft eine Veränderung der Natur durch den Menschen statt, die sich in dem Verschwinden der unberührten Natur auf der Erde infolge von Kolonialisierung und Überformung zeigt. Während der Naturbegriff nach Wissensstand und Weltanschauung variiert³⁰, galt Ökologie ursprünglich als wertfreier und unpolitischer Terminus, der seinen Ursprung als Teildisziplin der Biologie hatte. Ökologie beschreibt die Stoffwechselbeziehungen von Organismen untereinander sowie gegenüber der Geo- und Biosphäre.³¹ (Vgl. Huber 2011: 25 f.)

Der Begriff Umwelt ist im Allgemeinen neben Anlage und Begabung ein wesentlicher Wirkfaktor für die physische und psychische Prägung von Lebewesen. In einem ökologischen Kontext bezeichnet Umwelt die geo- und biosphärische Umwelt bestimmter Populationen. Bezogen auf den Menschen als Kultur- und Sozialwesen ist Umwelt der Lebensraum, der die Gesamtheit der stofflichen raum-zeitlichen Lebensbedingungen zur Verfügung stellt. Im Gegensatz zu tierischen Organismen gilt der Mensch als relativ ungebunden bezüglich seiner Umwelt und kann sich an sie bzw. seine Existenzbedürfnisse anpassen. Allerdings wird seine Lebensweise durch natürliche Umweltfaktoren, wie beispielsweise geographische und klimatische Bedingungen, begrenzt. (Vgl. Hillmann 1994: 888; Huber 2011: 26) Diese verhältnismäßige Ungebundenheit menschlicher Gesellschaften an spezifische Umweltbedingungen verleiht dem Umweltbegriff einen sozialrelativen Charakter. Umwelt ist in diesem Sinne nicht substantiell, sondern in Relation zu einem Bezugsobjekt zu bestimmen – wie hier der menschlichen Gesellschaft³². (Vgl. Kraemer 2008: 150 f.)

Wenn Ökosysteme sowie Flora und Fauna geschädigt werden, Ressourcen und Senken verschlissen und reduziert werden und sich daraus Einschränkungen für den Menschen ergeben, so spricht man von Umweltproblemen. Diese Probleme ergeben sich einerseits aus ihrem quantitativen Umfang oder andererseits aus der strukturellen Qualität der Raum- und Ressourcennutzung einer Population. Umweltprobleme bedeuten eine Beeinträchtigung der sozialen Ökologie, da sie im Extremfall zu einer existenziellen Gefährdung werden können. (Vgl. Huber 2011: 37) Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass heutige Umweltprobleme die gleichen sind, die auch frühere

³⁰ In unserer heutigen Gesellschaft ist das Verständnis von Natur zumeist utilitaristisch und hedonistisch geprägt, d.h. Natur wird einerseits als zu bewirtschaftender Ressourcenpool, andererseits als Erholungs-, Spiel- und Freizeitraum gesehen. Zudem zeigt sich eine Ästhetisierung und Idyllisierung von Natur (vgl. Huber 2011: 25).

³¹ Die Definition geht auf den Zoologen und Naturphilosophen Ernst HAECKEL zurück.

³² Bezugspunkt ist eine materielle Umwelt, die durch soziale Praktiken beständig umgestaltet wird (vgl. Kraemer 2008: 150).

Gesellschaften zu Fall brachten. Hinzu kommen allerdings neue Schwierigkeiten: die Anhäufung von Umweltgiften, die eingeschränkte Ressourcenverfügbarkeit, die vollständige Nutzung der weltweiten Photosynthesekapazität durch den Menschen, die Möglichkeit der atomaren und ökologischen Selbstvernichtung sowie der anthropogen verursachte Klimawandel. Die Gefahren durch menschengemachte Risiken der Klimaveränderung bringen dabei eine veränderte politische Dynamik hervor. (Vgl. Diamond 2008: 20; Beck 2007: 159) Auf diese Weise zeigen die Wandlungsprozesse des 20. Jahrhunderts ein besonderes Ausmaß und eine besondere Intensität an Umweltveränderungen, die vor allem auf ökonomischen, demographischen und energetischen Veränderungen basieren (vgl. McNeill 2005: 9 ff.). In diesem Zusammenhang kann von globalen Umweltveränderungen gesprochen werden, die Zustandsänderungen in Systemparametern der natürlichen Umwelt des Menschen beschreiben. Globale Umweltveränderungen sind dadurch gekennzeichnet, dass sie erstens durch soziale Akteure bzw. Systeme verursacht werden, zweitens direkt oder indirekt auf Mensch und Gesellschaft zurückwirken sowie drittens in ihrer Ursachen-Wirkungskette ein tendenziell weltumspannendes Ausmaß besitzen. In diesem Sinne gelten der anthropogene Klimawandel und der stratosphärische Ozonabbau als globale Umweltveränderungen. Insbesondere der Klimawandel kann als Paradebeispiel einer globalen Umweltveränderung gesehen werden, weil er in der Öffentlichkeit und vor allem im Hinblick auf die Umweltpolitik viel Raum einnimmt. (Vgl. Reusswig 2011: 693 ff.)

Die Problematik des anthropogenen Klimawandels ist nicht neu; sie wurde bereits vor mehr als drei Jahrzehnten im Rahmen der Ökologie-Bewegung thematisiert. In diesen Zeitraum fällt auch die wissenschaftliche Erkenntnis über die aktuelle Debatte klimatischer Veränderungen in Form der *Globalen Erderwärmung* – wie sie bis heute geführt wird.³³ (Vgl. Behringer 2007: 247 ff.) Den Ausgangspunkt klimawissenschaftlicher Beobachtungen stellt dabei der *natürliche Treibhauseffekt*³⁴ dar, der eine globale Durchschnittstemperatur von ca. 15 °C auf der Erdoberfläche bewirkt und

³³ Bis in die 1960er Jahre gingen die Forscher von der Idee einer unmittelbar bevorstehenden Eiszeit aus. Praktische Maßnahmen, um eine globale Abkühlung abzuwenden, sahen zum Beispiel den Bau eines Damms zur Absperrung der Behring-Straße zwischen Alaska und Russland vor. Daneben standen das Abdecken der Polkappen mit schwarzen Folien zur Senkung der *Albedo* oder die vermehrte Erzeugung von CO₂ zur Verstärkung des Treibhauseffekts zur Debatte. Letzteres erscheint aus heutiger Perspektive besonders abwegig. (Vgl. Behringer 2007: 247 ff.)

³⁴ Auf eine differenzierte Beschreibung des Treibhauseffektes wird hier verzichtet. Zum vereinfachten Verständnis sei an dieser Stelle die Atmosphäre als ein Konglomerat aus Wolken, Wasserdampf, Kohlendioxid, Methan und anderen Gasen zu begreifen. Die kurzwelligen Strahlen der Sonne werden von der Erde teilweise aufgenommen und teilweise zurück gestrahlt. Diese langwellige Rückstrahlung wird von Wolken und Gasen anteilig und in unterschiedlicher Intensität absorbiert, sodass sich die Atmosphäre erwärmt. Zudem schirmt die Atmosphäre die kurzwelligen Strahlen der Sonne ab, sodass der Erwärmungseffekt abgeschwächt und die Temperatur reguliert wird. (Vgl. Voss 2010: 17)

somit die Lebensbedingungen für die meisten Lebewesen erst ermöglicht.³⁵ Durch zahlreiche menschliche Aktivitäten, die im Wesentlichen aus einer industrialisierten Lebensweise resultieren, kommt es zu einem Anstieg der Treibhausgase (THG) in der Erdatmosphäre.³⁶ Dieser Emissionsanstieg verstärkt den natürlichen Treibhauseffekt, sodass sich die Erdmitteltemperatur erhöht. Nach dem Konsens des IPCC³⁷ (2007) kann mit einer 99 %-igen Wahrscheinlichkeit davon ausgegangen werden, dass die aktuell zu beobachtenden Klimaveränderungen anthropogenen Ursprungs sind. (Vgl. Reusswig 2011: 698; Welzer 2008: 54)

Die globale Erwärmung des Klimas bzw. der Erdmitteltemperatur hat weitreichende Folgen für Ökosysteme: Gletscher gehen zurück, die Baumgrenze steigt, die Vegetation und mit ihr viele Tierarten rücken polwärts voran. Zudem erwärmen sich die Meere, der Meeresspiegel steigt an, Wetterextreme werden häufiger und Siedlungsmuster verändern sich. Es kommt zu Ertragseinbußen in der Landwirtschaft, zum Rückgang der Artenvielfalt und zur Beeinträchtigung der menschlichen Gesundheit. (Vgl. Behringer 2007: 265; Reusswig 2011: 699) Dabei erwarten die Befunde des IPCC-Reports von 2007, dass sich die Folgen des anthropogenen Klimawandels regional unterschiedlich niederschlagen werden. Seine sozialen Folgen sind aber nicht nur von räumlichen Auswirkungen abhängig, sondern auch von den dort vorhandenen Bewältigungskapazitäten. (Vgl. Welzer 2008: 56) Weiterhin wird es zu einer Zunahme an Umweltkonflikten und Umweltflüchtlingen kommen, da (natürliche) Umwelten zerstört oder gravierend beeinträchtigt werden. Auch Konflikte auf zwischenstaatlicher Ebene könnten vor dem Hintergrund des Klimawandels zunehmen (vertiefend dazu Welzer 2008), wenn beispielsweise transnationale Gewässer bzw. Grundwasservorkommen sich verknappen, tiefer gelegene Gebiete oder Inseln untergehen und Energievorräte umkämpft werden (vgl. Reusswig 2001: 701). Damit tritt die unterschätzte oder zum Teil sogar unbegriffene Seite des Klimawandels, neben der Vielzahl an dramatischen Auswirkungen auf Ökosysteme, vor allem als soziale Gefahr in Erscheinung (vgl. Welzer/Soeffner/Giesecke 2010: 8).

Nach über drei Jahrzehnten Forschung und Debatten zu Umwelt- und Klimaproblemen lässt sich festhalten: Das Problem sowie die Handlungsbereitschaft der Menschen hat sich im Wesentlichen nicht verändert, sondern vielmehr das Bewusstsein zum Thema (vgl. Welzer 2008: 49 f.; Brand/Reusswig 2007: 655). Zwar sind Umwelt- und Klimathemen seit den 1990er Jahren in den Industrieländern gesellschaftlich

³⁵ Ohne diesen natürlichen Treibhauseffekt wäre die Durchschnittstemperatur auf der Erdoberfläche etwa 33 °C niedriger und läge bei ca. -18 °C (vgl. Voss 2010: 17).

³⁶ Die Konzentration von Kohlendioxid und Methan in der Erdatmosphäre liegt aktuell höher als jeder Wert in den vergangenen 650.000 Jahren (vgl. Welzer 2008: 54).

³⁷ Der Intergovernmental Panel on Climate Change, auch Weltklimarat genannt, trägt Forschungsergebnisse aus zahlreichen Disziplinen der Klimaforschung zusammen. Die Befunde durchlaufen einen pluralistischen, politischen Debattenfilter und gelten daher als valide Berichte zum Thema. (Vgl. Welzer 2008: 53 f.)

breit assimiliert und das Umweltbewusstsein (vgl. Kapitel 1.2.1) fand in dieser Zeit in der Bevölkerung seine Verankerung, allerdings fällt es heute niedriger aus als damals und schwankt in Abhängigkeit zu aktuellen Debatten (vgl. Huber 2011: 83 f., 131).

2.2.2 Kleine Umweltgeschichte Schweiz und Prognosen

Im Zeitraum von 1950-1970 erlebte die Schweizer Wirtschaft, wie die vieler anderer westlicher Länder, eine Phase außerordentlicher Expansion, die alle früheren Wachstumsperioden deutlich übertraf (vgl. Walter 1996: 162). Dabei lässt die Betrachtung von Umweltindikatoren wie Energieverbrauch und Konzentration von Treibhausgasen erkennen, dass sich die Periode seit der Industrialisierung in zwei deutlich getrennte Wachstumsdynamiken teilt, deren Schnittstelle die 1950er Jahre bilden. Die Wachstumsbeschleunigung spiegelt sich in der Schweiz (sowie in Westeuropa) in zahlreichen nationalen Indikatoren wider: So lässt sich beispielsweise zwischen 1950 und 1990 ein Anstieg des Bruttoenergieverbrauchs³⁸ und des Abfallvolumens³⁹ verzeichnen. Daneben kommt der starke Wachstumsschub auch durch das gestiegene Bruttoinlandsprodukt, die Schadstoffbelastung von Luft, Wasser und Boden sowie durch einen starken Anstieg der Bautätigkeit⁴⁰ zum Ausdruck. Die zunehmende Motorisierung⁴¹, die Intensivierung der Landwirtschaft⁴², das Bevölkerungswachstum⁴³ sowie neue Freizeit- und Erholungsaktivitäten erhöhen zusätzlich den Druck auf Natur und Landschaft. (Vgl. Odermatt/Wachter 2004: 225; Walter 1996: 162; Pfister et al. 1996: 22 f.) Der Umwelt- und Klimahistoriker PFISTER bezeichnet die Gesamtheit dieser tiefgreifenden Veränderungen als *1950er Syndrom*, das durch die Veränderung der

³⁸ Dabei zeigt sich, dass fünf Mal mehr fossile Energieträger aufgewendet wurden sowie ein elf Mal höherer Benzin- und 27-mal höherer Flugtreibstoffverbrauch. Der Transitgüterverkehr auf den Straßen hat sich sogar um das 388-fache verstärkt. (Vgl. Pfister et al. 1996: 23)

³⁹ Die CO₂-Emissionen sind um das 4,4-fache gestiegen und das Abfallvolumen hat sich 4,3-mal vergrößert (vgl. ebd. 23). Auch in den letzten Jahren ist die Abfallmenge in der Schweiz stark angestiegen. 2011 produzierte jede in der Schweiz wohnende Person durchschnittlich etwa zwei Kilogramm Abfall pro Tag. (Vgl. BAFU 2013: 30)

⁴⁰ Im Zeitraum von 1950-2000 wurde dabei die gleiche Fläche verbraucht wie von allen Generationen zuvor (vgl. Odermatt/Wachter 2004: 225).

⁴¹ So gab es im Jahr 2000 etwa 25-mal mehr Personenwagen als noch 1950 (vgl. Odermatt/Wachter 2004: 225).

⁴² Für 1960 bis 1990 lässt sich eine Verdopplung der Ertragsmenge sowie eine Vervierfachung der Ertragsmenge pro Arbeitskraft verzeichnen (vgl. Odermatt/Wachter 2004: 225).

⁴³ Von 1990 bis 2014 ist die Zahl der Bevölkerung in der Schweiz von 3,3 auf 8,2 Millionen angestiegen und hat sich somit fast verdreifacht (vgl. ebd. 225).

Produktions- und Lebensweise (vgl. 2.2.3) sowie der Wertepriorität⁴⁴ gekennzeichnet ist (vgl. Pfister et al. 1996: 22 f.).

Wie bereits aufgezeigt (Kapitel 2.2.1), trägt die wirtschaftliche Expansion, neben diesen regionalen Veränderungen, auch im globalen Kontext zum anthropogenen Klimawandel bei, der in der Schweiz spürbare Veränderungen bewirkt und das Land besonders treffen wird – vor allem in den Bergen. Schon im 20. Jahrhundert sind die Temperaturen im Alpenraum markant stärker angestiegen als im globalen Durchschnitt. Die deutlichsten Veränderungen lassen sich für Größen finden, die direkt mit der Lufttemperatur zusammenhängen. So ist die mittlere jährliche Lufttemperatur in der Schweiz seit Beginn des 20. Jahrhunderts um etwa 1,6 °C angestiegen und ist damit deutlich höher als die durchschnittliche Erwärmung der Nordhalbkugel. (Vgl. MeteoSchweiz 2013: 6) Aufgrund des Temperaturanstiegs sind bereits seit Mitte des 19. Jahrhunderts die Schweizer Gletscher auf dem Rückzug. Dabei hat die Mehrzahl an Gletschern in der Schweiz bereits jetzt an Länge und Masse verloren. Wenn der bisherige Trend anhält, werden im Laufe dieses Jahrhunderts 50 bis 90 % der Schweizer Gletscher nicht mehr vorhanden sein.⁴⁵ Zudem verursacht das sommerliche Schwinden der Gletscher zusammen mit der Schneeschmelze, dass auch in trockenen Sommern die Flüsse reichlich Wasser führen. Sobald es in den Alpen keine eisigen Wasserspeicher mehr geben wird, ist mit Niedrigwasser zu rechnen, was vor allem auf Flusskraftwerke und Landwirtschaft negative Auswirkungen haben wird. (Vgl. Eidgenössisches Departement für auswärtige Angelegenheiten, Präsenz Schweiz, Umweltschutz 2014)

Weiterhin ist wegen der immer intensiveren Nutzung des Siedlungsraums⁴⁶ und der fortschreitenden Klimaänderung in der Schweiz mit einer Zunahme von Schäden durch Naturgefahren zu rechnen. Schon heute belaufen sich die Kosten infolge von Hochwasser, Murgängen, Rutschungen und Sturzprozessen⁴⁷ wie beispielsweise

⁴⁴ Unter *Werten* werden grundlegende Orientierungsmaßstäbe von Personen oder Personengruppen verstanden. Der wirtschaftliche Aufschwung der 1950er Jahre entstand auf der Grundlage traditioneller bürgerlicher Wertstrukturen. Eine entscheidende Verschiebung der Werteprioritäten begann mit der allgemeinen Verbreitung materiellen Wohlstands und einer besseren Bildung seit den 1960er Jahren. Dabei verloren Pflicht- und Akzeptanzwerte an Bedeutung, traditionelle Autoritäten bedurften nun einer Legitimation, die Arbeits- und Leistungspflicht sowie gemeinschaftliche Bindungen und Verpflichtungen wurden negiert. (Vgl. Pfister et al. 1996: 25)

⁴⁵ Auf Basis aktueller Klimamodelle wird davon ausgegangen, dass vermutlich bis zum Jahr 2060 die Temperatur im globalen Durchschnitt um rund ein bis zwei °C gegenüber heute zunehmen wird. Für die Schweiz zeigen regionale Klimamodelle in Abhängigkeit zum Emissionsszenario einen Temperaturanstieg von 0,5-3,6 °C bis 2060. (Vgl. MeteoSchweiz 2003: 8)

⁴⁶ In jeder Sekunde geht in der Schweiz durchschnittlich etwa ein Quadratmeter Kulturland zugunsten von Verkehrs- und Siedlungsflächen verloren. Zwischen 1983 und 2007 nahm dadurch der Umfang an versiegelten Flächen um rund 34 % zu. (Vgl. BAFU 2013: 18)

⁴⁷ Diese Massenbewegungen können aus der vermehrten Erwärmung und dem allmählichen Auftauen des ständig gefrorenen Untergrunds (sog. Permafrost) resultieren, da mit zunehmenden Durchschnittstemperaturen die Lage der Nullgradgrenze ansteigt. (Vgl. BAFU 2013: 41)

Steinschlag auf 340 Millionen Franken pro Jahr. Wärmere und regenreichere Winter werden die Gefahren von Überschwemmungen und Erdbeben zusätzlich verstärken. Niederschläge, die in den Bergen bisher in Form von Schnee fielen und in den Frühlings- und Sommermonaten dosiert als Schmelzwasser abfließen, können von intensiven Regenperioden abgelöst werden. Damit vergrößert sich das Hochwasserrisiko in den Tälern markant und Schweizer Statistiken zeigen schon jetzt einen Anstieg der Hochwasser-Ereignisse seit den 1970er Jahren. (Vgl. BAFU 2013: 21; Eidgenössisches Departement für auswärtige Angelegenheiten, Präsenz Schweiz, Umweltschutz 2014). Abschließend bleibt festzuhalten, dass sich das Schweizer Klima bereits schon heute verändert hat und sich diese Entwicklung gemäß aktuellen Klimamodellen in Zukunft noch beschleunigen wird (vgl. MeteoSchweiz 2013: 3).

In den vergangenen Jahrzehnten wurde infolge der sich verschärfenden Umweltprobleme die eidgenössische Umweltpolitik ausgebaut. Neben einigen Gesetzen mit umweltrelevanten Bestimmungen, Zielen und Grundsätzen ist hier vor allem der Artikel 74 zum Umweltschutz bedeutend, der 1971 in den Kreis der wichtigsten staatspolitischen Aufgaben aufgenommen wurde. Das Ziel der Nachhaltigkeit fand im Jahr 1999 in Form einer Ergänzung von Artikel 2 statt und hielt durch den eigenständigen Artikel 73 Einzug in die eidgenössische Bundesverfassung. (Vgl. Odermatt/Wachter 2004: 232; Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft)

Aufgrund dieser eidgenössischen Umweltpolitik kann seit den 1950er Jahren zwar schweizweit eine verbesserte Energieeffizienz bei der Produktion von Gütern und Dienstleistungen festgestellt werden, allerdings stieg gleichzeitig der Gesamtenergieverbrauch aufgrund von Mehrkonsum⁴⁸ an, vor allem durch CO₂-Emissionen im Bereich der Mobilität. Letztlich zielen in der Schweiz umweltrelevante Maßnahmen vor allem auf die nationale Ebene ab, während global bedeutsame Umweltaspekte vernachlässigt werden. So hat sich in den letzten Jahren die Qualität von Luft und Wasser verbessert, hingegen ist der CO₂-Ausstoß⁴⁹ konstant geblieben, sodass der schweizerische Ressourcenverbrauch deutlich das naturverträgliche Maß übersteigt. (Vgl. Odermatt/Wachter 2004: 235; BAFU 2013: 11 ff.) Gleichwohl ist die Bedeutung des Umweltthemas unter der Schweizer Bevölkerung ungebrochen. So konnte der *Schweizer Umweltsurvey* von 2007 feststellen, dass das Umweltproblem und insbesondere die Probleme mit Luftverschmutzung und Klimaerwärmung von den meisten Schweizern als gravierende Bedrohung angesehen werden (vgl. Diekmann/Meyer 2008: 5).

⁴⁸ Die Pro-Kopf-Konsumausgaben lagen 2009 real um rund 12 % über dem Stand von 1990 (vgl. BAFU 2013: 30).

⁴⁹ So haben sich die Treibhausgasemissionen seit 1990 bei 50 bis 54 Millionen Tonnen CO₂-Äquivalenten pro Jahr eingependelt, was pro Kopf etwa sechs bis acht Tonnen entspricht – unter Berücksichtigung importierter Güter sind das 12 bis 13 Tonnen pro Person (vgl. BAFU 2013: 16).